

# Was macht eigentlich... Johanna Lukate?

Johanna Lukate gewann 2007 einen dritten Bundespreis und 2009 einen Landessieg beim Geschichtswettbewerb. Heute leitet die promovierte Psychologin eine Forschungsgruppe zu Migration, Identität und Schwarzsein am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung. Mit Felicitas Diecke sprach sie darüber, wie der Geschichtswettbewerb ihre Karriere in der Wissenschaft beeinflusst hat

## Wie kamen Sie auf Ihre Beitragsthemen für den Geschichtswettbewerb?

Im ersten Beitrag ging es um „Colored families in Deutschland“. Dafür habe ich mich gefragt, wie es gewesen wäre, wenn ich in den 1940ern oder den 1970ern in Deutschland gelebt hätte. Besonders als Tochter eines kongolesischen Vaters und einer deutschen Mutter hat mich diese Frage beschäftigt. Für den Beitrag „Held-Perspektive oder Mythos?“ habe ich über ein Familienmitglied geschrieben. Dafür analysierte ich alte Briefe, die noch auf Sütterlin verfasst waren und die in der Familie weitergegeben wurden.

## Welcher Aspekt ist Ihnen besonders in Erinnerung geblieben?

Ich habe damals im Mannheimer Stadtarchiv herausgefunden, dass es in der Besatzungszeit nach 1945 Pläne gab, Kinder afroamerikanischer Soldaten und deutscher Mütter in die USA zu schicken. Dort sollten sie in afroamerikanischen Familien aufwachsen, weil man der Meinung war, dass sie dort ein „besseres“ Leben haben würden. Für mich war dieser Vorschlag schwer nachzuvollziehen, insbesondere angesichts des massiven Rassismus, der „Jim Crow Laws“ sowie der Segregation in den USA zu dieser Zeit. Dieser Aspekt beschäftigt mich bis heute, weil die Kinder nicht als gleichwertiger Teil der deutschen Gesellschaft wahrgenommen wurden, sondern aufgrund ihrer Hautfarbe als ein „Problem“, über das andere entscheiden können und das man in ein anderes Land „abschieben“ kann. Genau daran zeigt sich für mich, wie sehr Rassismus Lebenswege bestimmt und Biografien prägt.

## Welchen Einfluss hatte die Teilnahme am Geschichtswettbewerb auf Ihren Werdegang?

Ich habe Psychologie an der Universität Cambridge studiert und dort im Anschluss zur Bedeutung von Afrohaaren für die soziale Identität von Schwarzen, afrikanischen und afrodiasporischen Frauen promoviert. Während meiner Promotion hatte ich immer wieder Gespräche mit Historikern, unter anderem mit Christopher Clark und dem damaligen Präsidenten meines Colleges, Prof. Sir Richard Evans, die beide den Geschichtswettbewerb kennen. Durch diese Gespräche ist mir immer wieder die Nähe meiner Forschungsthemen zu historischen Fragen bewusst geworden. Für mich gibt es daher eine klare Kontinuität: Auch wenn ich mich heute eher auf die Gegenwart und Zukunft fokussiere, bleibt es wichtig, die Vergangenheit im Blick zu behalten, um die historischen Ursachen von rassistischen Vorurteilen zu verstehen, aber auch ihre langfristige Wirkung auf gesellschaftliche Prozesse und individuelle Lebenswege nachvollziehen zu können.

## Womit beschäftigen Sie sich aktuell?

Derzeit leite ich eine Forschungsgruppe am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung und habe gerade mein erstes Sachbuch „(Dis)tangled. Why Black Hair Can't Be Just Hair“ veröffentlicht. In meiner Forschungsgruppe untersuchen wir, wie Identität durch Migrationserfahrungen, Zugehörigkeitsgefühle und gesellschaftliche Machtverhältnisse beeinflusst und verändert wird. Uns interessiert dabei auch, wie Menschen mit Diskriminierung und rassistischen Zuschreibungen umgehen, welche Strategien sie entwickeln, um sich zugehörig zu fühlen, und wie sich dies auf ihr Selbstverständnis auswirkt.

## Inwiefern sind Grenzen für Ihre Arbeit bedeutend?

Persönliche Grenzen von Menschen spielen für mich in meiner Arbeit eine Rolle, besonders im Zusammenhang mit dem Thema Haare. Viele Personen mit Afrohaaren machen die Erfahrung, dass Menschen ihnen, oftmals ungefragt, in die Haare fassen. Das ist eine klare Überschreitung persönlicher (Körper-)Grenzen. Solche alltäglichen Handlungen zeigen, wie gesellschaftliche Vorstellungen und rassistische Stereotypen unsere Körper- und Selbstwahrnehmung beeinflussen, und verdeutlichen, dass Grenzen nicht nur räumlich oder politisch sind, sondern auch sehr persönlich und individuell erfahren werden. ↩

Foto: Alana Range – www.alanarange.com

